



## Über gelehrte Seltenheiten und Sammelstücke.

Von Erich Mennbier.

Dem buchfreien Wissen ist seine Stunde noch nicht gekommen. Um sprechen und wirken zu können, muß alle geistige Arbeit noch auf ungeahnte Zeit hinaus das stolze Experiment in ehrwürdiger Schrift begleiten, historische Forschung erscheint uns ohne den erschließenden Buchstaben überhaupt undenkbar, solange das Wortspiel vom doppelsinnigen Zeitworte „lesen“ verständlich bleibt. Nur selten gibt sich das Buch als Werkzeug angenehm und gefällig. Die Menge hat oft genug darüber gemurrt, aber auch seinem besten Freunde, dem Forschenden, verursacht es Augenblicke, wo er den schweren Wälzer fortwünscht, einen lebhafteren, geschmeidigern Ersatz herbeisehnt, sucht und — nicht findet. Das sind vorüberziehende Stimmungen, für die man gerade kein Faust zu sein braucht, denn im Grunde liegen hier Erscheinungen gewöhnlicher Art, wie sie aus jeder Beziehung erwachsen. Der Schmied wirft eben einmal unmutig seinen gewohnten Hammer hin, um ihn im nächsten Augenblicke wieder frisch aufzuheben, weil er ihn trotz alledem lieb hat, weil aus der Beziehung zu dem Gerät mit der Nützlichkeit gleichzeitig die Anmut ersteht, die ein täglicher Gebrauch des guten Instrumentes nur zu steigern vermag.

Der Eigentumsbegriff hat dabei viel mitzusprechen. Unter noch so vielen gleichen Dingen erkennt man das eigene sofort heraus. Es hat etwas vom Besitzer empfangen, das es nicht allein für ihn kenntlich macht und ähnlich wie der Geiger auf seinem eigenen Instrumente anders spielt als auf dem geborgten, wird der geistige Arbeiter soviel als möglich mit seinen ihm gehörenden Büchern wirtschaften und die öffentlichen Büchereien zwar dankbar, aber nicht allzugerne beanspruchen. Äußere Vorteile stillerer, ungebundener Arbeitsmöglichkeit verbinden sich hier mit einem gewissen sichern Bewußtsein, das nur auf erworbener Scholle fußen kann, das den Mietling vom Hirten scheidet.

Auf eine systematische Anlegung ihrer Bücherei müssen wohl die meisten Gelehrten verzichten. Aus Kompendien der ersten Semester dehnt sich nach und nach ein Stamm zur weiteren Pflege, der auch Blüten treibt, die Blüten

seiner Art, an denen der Besitzer eine das sachliche Interesse schlagende Freude empfindet. Er sieht mit besonderen Wünschen, unschuldigen Eigenbrödlereien nicht selten ins Bibliophile sich hineingetrieben, damit lernt er die Kleinen Mühen des Bibliophilen kennen, dessen Lust, aber auch dessen Enttäuschungen. Daß er den Hauptwerken seiner Wissenschaft mit den Zeitschriften und Wörterbüchern die größten Geldopfer bringen muß, wird jeder aus seinem Fache wissen. Mit der Beschaffung wichtiger Handbücher lernt er die ersten Wehen des Büchersammlers kennen, denn leider sind diese gewünschten Werke meist vergriffen; die Daumenschraube des folternden Antiquars setzt an. Da nun der Philologe in seiner Verpflichtung zur mehr oder minder „schönen Literatur“ derlei Notpein am häufigsten zu spüren bekommt und in seiner traditionellen Bescheidenheit des Lebens verarbeitet, sei von ihm vornehmlich die Rede, d. h. von seinen Lieblingen.

Eines haben sie vor den hergebrachten Seltenheiten der Handelskataloge voraus, nämlich ihre innere Wahr- und Echtheit gegenüber den verdächtigen Erstausgaben, Fehldrucken, bei Soedele vermischten Raubeditionen usw. Stücke zu vorübergehendem Gebrauche sind bald entlehnt und bald (?) zurückerstattet, der Wunsch des Besitzes gilt ausnahmslos dem guten Buche, zumindest dem guten Zwecke, der fruchtenden Arbeit, denn die engen Wandbretter des gelehrten Museums sind keine Schlafstellen papierener Leichen. Die ganze Kluft zwischen Soden, Eräffer oder Breier einerseits, Hume, Burckhardt und Robert Mayer andererseits liegt hier aufgerissen; niemand vermag sie zu überbrücken.

Mannigfach sind die Ursachen der Seltenheit des sogenannten schweren Buches. Kleine Auflagen mit fester Nachfrage, der Aufkauf durch öffentliche Institute, die Tatsache, daß ein gutes Werk dem Gebraucher nicht so bald aus der Hand kommt, daher nur in längeren Fristen auf dem Markt erscheint, alles führt man häufiger an als einen, wenn auch nicht ausschlaggebenden, dennoch hemmenden Umstand: den bekannten zagenden Willen des Verlegers, der lieber Jahrzehnte ins Land gehen läßt, bevor er sich zu einem Neudruck aufschwingt. Im besten Falle tut's noch ein anastatischer, der mit seinen verschwommenen, schwindfüchtigen Buchstaben jedem ordentlichen Aug ein Greuel ist. Natürlich spielt auch bei gelehrten Seltenheiten das Alter der Bücher eine Hauptrolle, doch entziehen sich gewöhnlich diese verschollenen Werke dem Gebrauche unmittelbarem Studiums, sie gehören der Geschichte der einzelnen Disziplinen an, wovon noch später ein Wort gesagt sein soll.

Die lebendige wissenschaftliche Literatur kennt ebensogut wie die schöngeistige

Nachbarin ihre aus Zufall und Willkür stammenden Merkwürdigkeiten. Ein Magazinsbrand verschont auch die Auflagen gelehrter Bücher nicht, die wenigen ihm entrissenen Exemplare können damit Unika werden und im Mangel eines Neudruckes es auch innerlich bleiben. Ein Fall dieser Art wurde vor kurzer Zeit mit einem historischen Werk aus Bergen bekannt. Auf friedlichere Weise gehen Bücher durch vom Autor, Zensor oder Verleger veranlaßte Einstampfung zugrunde, die der gelehrten Literatur nicht immer so wohlthätig bekommt wie der Belletristik. Ist doch z. B. vor etwa 3 Jahren eine Geschichte des Florian Seyer-Stoffes in die Papiermühle gewandert, die einen andern Weg verdient hätte. Persönliche Gründe des Verfassers mögen da mitsprechen und ihnen gegenüber hat man nichts einzuwenden, wenn etwa einer Institutsbücherei Broschüren wie die „Zukunftsphilologie“ unwiederbringlich ausgehoben werden. Gottlob, daß solche Autormacht am Schranke der eigenen Stube aufhört und somit den Einzigen mit seinem Eigentume leben läßt.

Auch Privatdrucke sind seit langem in der Wissenschaft üblich. Regelrechte Handbücher wie etwa Adolf Toblers altfranzösisches Lexikon, gelehrte Briefwechsel, Tagebücher (Brockhaus) gefallen sich in der Gruppe an viele, meist heitere Befährten, die gewöhnlich einer festlichen Gelegenheit entstammen. Gratulationschriften und Festgaben, wie sie jedes Fach bietet, enthalten oft über leeren Feiertagsartikeln manches Gute, das freilich in der Menge versinkt, um höchstens dem kundigen Bibliographen bekannt zu bleiben. An und für sich bewahrt man solche in die Sattung gelehrter Flugschriften fallende Blätter als geschätzte Erinnerungstüde, gelegentlich als Begleitbriefe gewidmeter Denkmünzen, Plaketten, Bildnisse u. a. Ich glaube nicht, daß die Jubelbriefe für Müllenhoff, Heinzl oder Schönbach überall zur Hand liegen, wie ja auch die Antiquariatskataloge sehr gut wissen, daß Sauers frühe Publikation über den Schauspieler Löwe, Werners pietätvolle Schrift über den Berliner Werther nicht in den Handel gelangten, daher beliebig hoch notieren dürfen.

Und erst die Flugschriften aus der Gelehrtenkanzlei! Wo die Feder stichlig wirken soll, wo die Weisheit nicht selten mit der Vernunft kämpft, wenn ihr nicht, wie zu den Stunden der Disputatio, der bürgerliche Anstand aus dem Leim geht. Auch das gehört ins Philosophenkapitel und es wäre eine Sammlung solcher Streitschriften ein kostbares Archiv geheimer Gelehrtengegeschichte und ihrer Menschlichkeiten, die allein schon eine kurz raisonnierende Bibliographie verdiente. Aber wer wird vom Ärgernis sprechen, wo wir gleich daneben die lustigen Dinge vernehmen können: die humoristischen Blätter, höhere Bierzeitungen mit Verlaub zu nennen, die das Patronat eines großen

Namens gleichsam als biographische Anhängsel zu dem schweren Geschütze stellt. Der Ernst akademischer Feiern hat immer den Humor an die Seite gerufen, ten Brink, Dahn, Schipper gaben ihm gern einen fröhlichen Vers auf und im Zeichen einer gelehrten Unternehmung oder eines gefeierten Jubilars erhalten alle diese Programmhefte mit den Karikaturen, Enkomien, Liedern und Späßen einen eigenen Reiz und — Sammelwert. Ein ganz prächtiges Stück aus harmloser „Königinhofer“ Verwandtschaft bildet z. B. das für de Vries zur Silberhochzeit mit seiner Wissenschaft ausgezeichnet maskierte Heldengedicht »Van dien cleric Matthise«.

Außer dem Handel und dadurch einem engeren Kreise von Besitzern zugeordnet liegen die Sonderabdrücke einzelner Aufsätze aus Zeitschriften und Sammelwerken, so zuzagen auch eine Art Privatausgaben, für den Verfasser als Draufgabe zu dem nicht immer fürstlichen Honorar vom Verleger mehr oder minder gnädig ausgestattet, im vornehmsten Falle mit eigenem Titel und besonderer Seitenbezifferung versehen. In ihrer geordneten (!) Ansammlung als „Handapparat“ ersetzen sie nicht selten ganze Jahrgänge kostspieliger Zeitschriften und haben vor den Raumräubern obendrein noch die leichtere Benutzbarkeit voraus. Kleine, unscheinbare Broschüren an sich, gewinnen sie durch Herkunft, Spender, Widmungszeichen usw. einen ganz persönlichen Charakter, der über ihrem Gebrauchswert atmet. Denn es ist keine Marotte, einen Aufsatz von Jakob Grimm oder Diez mit Widmung an Roth, Holland oder Pfeiffer, einer nachträglichen Randglosse, bedächtiger aufzublättern als den unförmigen Quellenband, ähnlich wie die berühmte „Ausnahme von der ersten Lautverschiebung“ im Sonderdrucke feierlicher sich vorträgt als inmitten der Kuhnschen Genossen von 1876. In Buchform verlegte Sonderdrucke geraten fast immer rasch ins Vergriffensein und erzielen nennenswerte Schätzungen; Zarncks Goethe-Bildnisse mögen die Beispiele vertreten; Separata aus der vom Altertumsverein herausgegebenen Geschichte Wiens sowie aus den teuren Fachzeitschriften „Wörter und Sachen“, den „gelehrten Anzeigen“ u. v. a. bleiben uns stets willkommen.

Die Sonderdrucke schleppen auch eine der wenigen bibliophilen Schwächen des Gelehrten auf dem Gewissen, indem sie gewöhnlich den Erstling eines später berühmten Fachgenossen vorstellen, mit diesem biographischen Merkmal den inneren Wert manches Blättchens erhöhend. Dazu sind es nicht selten ganz verschollene Journale, wo der erste Versuch niedergelegt wurde, woraus für den Sammler die doppelte Rarität ersprieht.

Erstlinge führen zu Dissertationen, mit denen es in früherer Zeit besser

bestellt gewesen sein mag als heute. Zumindest gaben sie sich als abgeschlossene Untersuchungen, im Gegensatz zu den modernen Fragmentenheften, denen Witkowski mit vollem Recht und hoffentlich für immer den Buchtitel abgesprochen hat. Auf Dissertationen von Windelband, Erich Schmidt, Meyer-Lübke u. a. ist der Buchhandel, im Respekte des Namens, schon längst aufmerksam geworden und man kann's ihm nicht verargen, wenn auch die erste Ausgabe des „Heinrich Leopold Wagner“ dem Kenner niemals die 2. Auflage von 1879 aufwiegen wird. Hier liegen eben Sprößlinge einer Sammlergrille, die außer einem biographischen Momente der Gebrauchsfähigkeit des Buches nichts bieten können. Anders freilich sähe die Sache aus, wenn es gelänge, etwa ein Exemplar von Gottscheds erster Disputierschrift (Von der Veränderung des Barometerstandes) im Druck aufzutreiben und damit die »Oratio inauguralis« von 1730 auch bibliographisch zu übertreffen.

Im Zusammenhange des berühmten Namens warten noch allerlei Merkwürdigkeiten auf. Der glänzende Autor schimmert überall durch und ihm zuliebe kann ein kleine Sache mehr als sie verdient auffallen. Die Kreuzung künstlerischer Versuche des Gelehrten mit wissenschaftlichen Arbeiten des Künstlers ist gegeben. Der Literaturhistoriker R. M. Meyer hat in seiner fleißig und ergebnisvoll gepflegten Sammlung von dichterischen Erzeugnissen der Germanisten Geister wie Uhland, Hoffmann von Fallersleben, Wackernagel u. a. sicherlich Kühler aufgenommen als etwa Goedeke, Lachmann, Bartsch oder Muth. Gedichte von Erich Schmidt oder Scherer bringt eine Autographenauktion immer rascher an den Käufer als manchen Vers eines Prutz oder Gerok. Was durch Jelinek und Singer über die Novellen Heinzels bekannt geworden ist, kann nur den Wunsch nach ihrer Lektüre vergrößern.

Und als Antagonisten laufen die gelehrten Schriften der Dichter und ihrer Gefellen. Oft aus nur äußerem Anlaß erfaßt, vereinzelt im Leben ihres Autors geblieben, von diesem vielleicht verleugnet und verlassen, bewahren sie immer ein Korn der Saat ihres Meisters, wenn auch der Anspruch auf die Löwenklaue verstummt. Von Doppelnaturen wie Rückert und Schiller kann hier natürlich keine Rede sein, auch die „Farbenlehre“ gehört ebenso wenig in diesen Bereich wie Grillparzers Studien zu Lope de Vega. Anders aber melden sich Goethes »Positiones«. Die Seyfriedschen Beethovenstudien wären im Nachweis ihrer Echtheit in eine ganz andere Sphäre gestiegen, dabei allerdings im Banne ihrer Kunst geblieben, doch tönt das seltene Wort des Künstlers über seine eigene Kunst immer passend und reizvoll, wie Max

Klingers herrliche Schrift über Malerei und Zeichnung in ihren stattlichen Auflagen bezeugt, die außerdem als erster, privat veranstalteter Druck als besonderes Sammelstück gilt und in dieser Eigenschaft die Notiz sich gefallen lassen muß, ob sie mit oder ohne den Druckfehlerzettel auf die Szene des Antiquars tritt. Errata sind Trumpf, sowie das weiße Blättchen im Faust von 1808.

Der große Name lebt in Überschätzungen. Die verstaubten lateinischen Dissertationen Gustav Freytags über die Anfänge deutschen Schauspiels und die Rotsvitha honorieren die Sammler höher als die gesammelten Schriften, weil sie eben einmal von Freytag sind. Viel begründeter ist die Suche nach Ahlands »De iuris Romani servitutum natura —« (1810), weil die Schrift heute noch den Juristen anzieht, ob aber die zwei geharnischten theologischen Streitschriften des Abiturienten Wilhelm Lübke dem späteren Historiker der Architektur viel Lorbeer spenden, vermag ich in Berufung auf die schönen Lebenserinnerungen des lieben Verfassers nicht ohne weiteres zu behaupten. Die Hefstchen müssen fast nicht mehr zu finden sein. Seeichte Bücher aus guter, neuerer Werkstatt, wie die noch immer gültige Untersuchung Ludwig Sanghofers über Rabelais und Fischart, heben sich eigentlich aus dem vorhin gelegten Rahmen, bleiben aber nichtsdestoweniger in besonderer Notiz gegenüber dem Autor.

Bücher wissenschaftlicher Brotarbeit eines Dichters fallen nach ihrer Erledigung durch den Biographen und Herausgeber gänzlich dem äußerlichen Sammlertum anheim, wodurch Hebbels Geschichte der Jungfrau von Orleans wirklich teurer zu stehen kommt als der Sygges, Goldsmiths Antiquitäten den bibliophilen Stempel empfangen und keine Biographie Friedrichs des Großen die Bibliophilen rascher aus dem Häuschen treibt als die pseudonyme des Berthold Auerbach.

Fast jeder Biograph kennt die oft ungelösten Schwierigkeiten der Herbeischaffung von meist belanglosen, verschollenen Büchern, die im Leben seines Helden irgendwie Beziehung genommen haben. Grammatiken, Mythologien, Historien, wie sie keine Bibliothek aufbewahrte und niemand aufhob, weil man nicht ahnte, daß aus ihnen die Quelle eines bedeutenden Werkes fließen werde. So mißlang noch immer die Eruiierung einer Mythologie von Awisch, die Hebbels früheste Tagebücher dankend erwähnen, Brockhaus mußte einmal das ganze Buchwesen Deutschlands aufbieten, um dem Fürsten Bismarck eine alte Jugendschrift, die dieser als Schulknabe benutzt hatte, zu verschaffen und wer vermißt sich, das Gebetbuch rasch aufzufinden, woraus Grillparzer die für ihn undenkbarsten Bitten ahnungslos dem Himmel vortrug? Am meisten hat wohl

in der Hinsicht die Rekonstruktion von Bibliotheken für Personalmuseen zu leiden, wie sie z. B. für Spinoza im Gange ist, aber mit ihren schönen Erfolgen die Ausnahme bildet.

Mit rein historisch zu verstehenden Seltenheiten und Kuriositäten hat es die Geschichte der Wissenschaften zu tun. Kräuter- und Wunderbücher kennt auch die Sprachgeschichte neben den ersten Verkündern besonnener Forschung. Glaj, Schottelius und Morhof sind gerechte Besitztümer gegenüber einer Laune, die den Philologen zum Ankauf jenes gewissen Jesuiten verleitete, der am Quell der Sprache unter dem Baume der Erkenntnis die Schlange galant französisch das unselige Critis unserer Stammutter interpretieren ließ. Der Stamm philologischer Bibliotheken besteht in den Ausgaben der Dichtungen, denn es ist leider so weit gekommen, daß die alten deutschen Dichter dem Gefallen des Volkes auswichen und in die Rolle der Handbücher geraten sind, daselbst in den unmöglichsten Formaten, auf doppelspaltig gedruckten, durch Slossen halbierten Bogen den Geschmack des Buches so gründlich als möglich verleiden, außerdem durch ihre erschreckenden Preise einfach unerlangbar sind. Rühmliche Ausnahme betreffen hier Brockhausens ältere und Winters moderne, philologische Sammlungen, was wollen aber die akademischen Schilder, „Texte“, „Veröffentlichungen“ usw. über den Versen des Titul und den Sessungen des Erec? Man halte nur eine utopistische Serie „neuhochdeutscher Texte“ anno 10000 n. Chr. entgegen: Nr. 1 Tasso, Nr. 2 Michael Kramer, Nr. 3 Der Apotheker von Chamouny — nach den besten Quellen revidiert . . . u. s. f., um an gefälliger Ausstattung zu mahnen, zumal die alten Verleger uns darin vorbildlich sein können. In einladender Form überreicht der alte Megiser im Jahre 1618 seinen ersten Druck des Fürstenbuchs, sehr ansprechend ging im Freiheitskriege der arme Heinrich seiner patriotischen Fürsorge nach, den ihm die berühmten brüderlichen Herausgeber weihten. Blumen und Figuren schmückten die Hauptblätter ihrer Bücher, dem Deutschen Wörterbuch hat Ludwig Richter den Senius mit dem Leitworte des Evangelisten eingezeichnet. Zierlich umrahmte der Wiener Stecher den Titel der Werke Suchenwirths (1827) und hoch zu loben bleiben in der Hinsicht Wiens alte Offizinen samt der Staatsdruckerei, die an den Bänden Hammer-Purgstalls und Karajans die besten Geschmacksproben ablegten.

Immer unhandlicher werden die späteren Auflagen. Der alte Zwein von 1827 mit schlanker, zweifarbiger Titelzeichnung wuchs zu einem Schulband aus, ähnlich Lachmanns Wolfram von 1833, der überdies auf dem Wege zur 4. Ausgabe Druckfehler zugesetzt erhielt. Es hat also die Bevorzugung älterer

Drucke auch für den Liebhaber altdeutscher Dichtungen gelegentlich Sinn und Zweck. Freilich kann er am allerwenigsten auf Erstausgaben sich einlassen, da er die des Parcival ebensowenig finden kann wie etwa die Kudrun im Anonymenlexikon. Er muß sogar, außer textgeschichtlicher Prüfung im bloßen Wunsche nach gesäuberter Form eines alten Autors über die alten Drucke der Heldengedichte, wie sie Schilter, Eckart, Casparson und Hoffstätter verdienstlich edierten, zumindest nach den älteren „kritischen“ Ausgaben greifen, die sich hinter Myller an die Namen Köpke, Maßmann, Ettmüller, Ziemann, Büsching und von der Hagen knüpfen, wenn ihm die Minnestrophen auf etwas vergilbten Blättern echter behagen als im Anblicke der akademischen Quarto.

Von der Hagen zieht übrigens einen Kreis allgemeiner Sammlerlust. Sein vor 15 Jahren noch um 10 fl. blank ausgeftbares Gesamtabenteuer kommt heute schon sehr hoch zu stehen, obgleich einzelne der darin vereinten Geschichten in modernen Ausgaben jenseits des Usus delphini sich empfehlen, wie z. B. die ganz vergriffene „Halbe Birne“ in Wolffs feiner Anrichtung. Auch die 3 mächtigen Quartanten der Hagenschen Minnesinger machen sich recht selten, gewöhnlich fehlen ihnen die schönen lithographierten Farbentafeln, ein Seitenstück zu dem prunkvollen „Bilderfaal altdeutscher Dichter“, desselben Herausgebers, dessen 41 Foliotafeln dem verwöhnten Grisebach den Garten schmückten. In besonderer Erinnerung halte ich ein Exemplar der „Minnesinger“ in den herrlichen Originalkartons mit den gotischen Zieraten, Allegorien und Illustrationen aus der Schule der Grimm, Runge und Richter.

Im Abstände höherer Kritik bleiben von der Hagens Fassungen in mancher ersten Erschließung altdeutschen Gutes wertvoll, damit in den Minnesingern länger vorhaltend als in der schon recht raren auch mit Primisser veranstalteten Ausgabe der „Deutschen Gedichte des Mittelalters“ mit dem ältesten Drucke der Kudrun und dem bis auf Carls von Kraus Neubestellung dort allein zugänglich gewesenen Wigamur. Bibliophil bekannter sind Hagens „Narrenbuch“, seine Gottfried-Ausgabe mit dem vorläufig unentbehrlichen Anhang der Tristanliteratur und schließlich die sehr schön illustrierten, nur in 100 Stücken gedruckten Nibelungenproben. Noch mehr hat es der edle Laßberg den Sammlern angetan, dem es von Haus an leichter als dem ärmeren Berliner Professor ankommen konnte, Liederfal und Nibelungen auszuschnücken. In der Menge der Ausgaben stehen noch allerlei Merkwürdigkeiten. Wien zuliebe sei der daselbst 1835 von Wolf und Endlicher den Brüdern Grimm und Thoms gewidmete Privatdruck des „Bruder Rausch“ (nach dem Wiener Exemplar des Straßburger Druckes von 1515) erwähnt, der auch 7 mal auf

Pergament vorliegt. Theodor Müllers (französisches) Rolandslied, seit langem vergriffen, gesellt sich zu deutschen Nachbarn, wie den wälschen Gast in Rückerts Ausgabe, Diemers altdeutschen Gedichten und scheinbaren nicht alltäglichen Kleinigkeiten wie etwa Konrads von Würzburg Novellen, die aber dennoch rascher erreichbar bleiben als Beda Webers Oswald von Wolkenstein, der so ziemlich jedem Germanisten einen Geburtstag bescheren kann. Volksliederfassungen und Sagenbücher haben seit jeher den Bibliophilen beschäftigt, nicht immer in gemessener Kritik gegenüber den Antiquaren, die auf diesem Gebiete nicht selten allzubunt würfeln, in vorschneller Wertung eines willkürlichen Titels Bechstein neben Müllenhoff stellen oder ein zweifelhaftes Sprichwörterbuch der Sache zuliebe überschätzen.

Mit ihrer geringen Zahl bleiben die großen Nachschlagwerke und leider auch Bibliographien in steter Suche. Wie der Kunsthistoriker seinem Nagler und vielleicht Eitelbergers Quellenreihe nachgeht, schaut der Germanist nach einem guten Meusel aus, erwirbt in Opfern die Sprachschätze von Graff, Schmeller, Zarnke und Lexer, den letzteren auch im dickpapiernen Neudrucke nicht billig. Bibliographien sind fast immer Gesellschaftspublikationen, als solche auf engem Besitzerkreis beschränkt und daher an sich schon gewissermaßen Seltenheiten, umso mehr, als sie nur vereinzelt außerhalb ihrer Serie sich anbieten und bevorzugte Bände ihrer Reihe wohlbekannt sind. Auf zurzeit vergriffene Bücherjagdstücke der Namen Dilthey, Haym, Baechtold sei nur fleinlaut verwiesen, ebenso wie an dieser Stelle das uferlose Gebiet der Kostbarkeiten aus der Schwesterwissenschaft der Theatergeschichte für kein weiteres Wort die Zeit finden kann.

So stapft also der bibliophile Kobold auch in den Plan des Forschers. Mitten in dieses „Gedächtnis der Menschheit“ schrillt er störend hinein, um bald darauf den Besitzer wieder lächelnd zu versöhnen. Und im Grund ist er doch ein treuer Gefelle, denn er weiß, was der ernste Mann für seine lieben Bücher getan hat und was sie ihm wiedergeben, daß auch für diesen Mann die Bücher zu reden anheben, wenn die Menschen versagen.

